

## **Predigt von Generalvikar Josef Annen anlässlich der Näfelser Fahrt 2013**

**4. April 2013**

### **Fahrtspredigt 2013**

Geschätzte Mitglieder der Regierung  
Sehr verehrte Damen und Herren  
Brüder und Schwestern im Glauben

Seit Jahrhunderten versammelt sich das Glarner Volk am ersten Donnerstag im April zur Näfelser Fahrt. Es gedenkt eines Ereignisses aus alter Zeit. Es war im Jahre 1388. Da haben die Glarner am Rautiberg die Unabhängigkeit vom Hause Habsburg erkämpft.

Als Primarschüler habe ich erstmals vom Sieg der Glarner gehört. Er fügte sich ein in eine ganze Reihe weiterer Erfolge der Eidgenossen. In den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts sangen wir als Buben voller Inbrunst Strophe um Strophe des Sempacher Schlachtliedes. Die Augen des Lehrers glänzten, wenn er vom heissen Blutdampf sang, der das Schlachtfeld von Sempach erfüllte.

Aufgewachsen bin ich in Küssnacht am Rigi, am Fusse der Gesslerburg, in der Nähe der Hohlen Gasse. Um das Denkmal von Wilhelm Tell kam ich nicht herum. Es lag am Weg zur Schule und zur Kirche.

Dann kam ich ins Gymnasium. Ein aufgeklärter Geschichtslehrer sagte uns:  
Alles Mythos. Die Geschichte von Wilhelm Tell ist nicht wahr. Das ist eine Erzählung aus dem hohen Norden. Friedrich Schiller hat die Tell-Sage gekonnt mit dem Freiheitskampf der Eidgenossen verbunden. Er hat ein grossartiges Schauspiel geschaffen, ein Lied auf die Freiheit.

Der Lehrer sagte weiter: Auch die Heldengeschichten der alten Eidgenossen sind nicht wahr. Das waren halbstarke Banden, die sich da gegen das Haus Habsburg erhoben, gelangweilte Bauernsöhne, die auf ihren Höfen nichts mit ihrer Kraft anzufangen wussten. Kam der Frühling, da rotteten sie sich zusammen und stürmten das nächstgelegene Städtchen, das zum Hoheitsgebiet Österreichs gehörte - in Klammer: Weesen lässt grüssen!

Alles Mythos, so tönte es damals.

Der Germanist und Schriftsteller Peter von Matt kommt in seinem Buch „Das Kalb von der Gotthardpost“ auch auf diese Frage nach Mythos und Wahrheit in der Geschichte der Eidgenossenschaft zu sprechen. Er schreibt:

*So einfach ist es aber nicht. Wer die Geschichte vom Rütlichschwur für die blanke historische Wahrheit hält, ist nicht das naivere Gemüt als der, der mit ebenso glänzenden Augen „Mythos! Mythos!“ ruft. Für jede Nation verdichtet sich ihre historische Herkunft in erregenden Geschichten, die man erzählt bekommt und weitererzählt. Schon die Kinder berichten sie einander und erleben dabei erstmals ein Gefühl von Politik. Diese Geschichten*

*haben eine eminente Funktion. Denn sie sind in ihrem Wesen politische Verhaltensanweisungen. Sie reden vom richtigen und falschen Handeln. Die Geschichte von Wilhelm Tell haben wir zwar aus Dänemark bezogen, ... Aber bei uns bekam das Killermärchen eine Sendung. Es teilte dem Volk eine politische Wahrheit mit. Sie lautet: Der Gehorsam im Staat hat seine Grenzen. Untertanengeist darf nicht überhandnehmen. Und keine Situation ist so schlimm, dass man nicht doch noch etwas unternehmen kann (S. 95).*

Geschätzte Damen und Herren,  
unsere Heldengeschichten haben eine eminente Funktion. Auch die Heldengeschichte von der Schlacht am Rautiberg bei Näfels.

Kein geringerer als der deutsche Bundespräsident Gauck hat vor ein paar Wochen in seiner ersten grossen Rede im Blick auf Europa das Fehlen eines Gründermythos beklagt. Europa fehle ein Gründungsmythos, eine identitätsstiftende Erzählung nach Art von Entscheidungsschlachten, die manchmal Nationalstaaten eine.

Der Kanton Glarus hat einen solchen Gründungsmythos, eine identitätsstiftende Erzählung. Es ist die Erzählung von der Schlacht bei Näfels und die Näfelser Fahrt, die Jahr für Jahr den Mythos gegenwärtig hält.

Die Heldengeschichte von der Schlacht zu Näfels ist ihrem Wesen nach eine politische Verhaltensanweisung. Sie redet vom richtigen und falschen Handeln. Die Geschichte von der Näfelser Schlacht, samt Fahrtslied, Gedenksteinen und Denkmal teilen uns auch heute eine politische Wahrheit mit. Sie lautet:

Freiheit ist kein Zustand, sondern eine Tätigkeit.

Freiheit hat mit Verantwortung zu tun und muss immer neu gestaltet werden.

Freiheit heisst, füreinander eintreten.

Wir alle brauchen einander, bilden eine Schicksalsgemeinschaft und sind aufeinander angewiesen.

In der Not und Bedrängnis von 1388 ist nicht nur das Volk von Glarus zusammengestanden. Auch Landleute aus Schwyz und Uri sind den Glarnern zu Hilfe geeilt. Man war auf die Hilfe aus Uri und Schwyz angewiesen.

Die Glarner ihrerseits waren immer auf Aussenkontakte angewiesen. Sie haben sich nie als Murretiere verstanden und in den Bergen vergraben. Sie sind immer wieder aus dem Kanton weggezogen, in andere Länder und Kontinente, haben Handel betrieben und Geschäfte gemacht.

Als im 19. Jahrhundert das Fabrikwesen aufblühte, kamen umgekehrt ausländische Arbeitskräfte ins Land. Gemeinsam kam man zu Einkommen und Verdienst. Und die Glarner zeigten Solidarität, sie zeigten sich der Arbeiterschaft gegenüber aufgeschlossen, übernahmen Verantwortung füreinander. Sie setzten im Glarner Fabrikgesetz eine Pioniertat für die ganze Schweiz und Europa. Das Glarner Fabrikgesetz führte den 11-Studentag ein und Verbot die Kinderarbeit. So hat es das Volk von Glarus immer wieder verstanden, die Freiheit zu gestalten, Spielregeln für das Zusammenleben zu erarbeiten.

Das gilt nicht nur für das Wirtschaften. Es gilt ebenso für das Zusammenleben der christlichen Konfessionen. Bis zur Glaubensspaltung zur Reformationszeit bildete die Kirche ein Faktor der Einheit. Dann haben sich die Konfessionen auseinandergeliebt. Über lange Zeit war es nicht mehr möglich, dass Katholiken und Reformierte gemeinsam ihrer Glarner Geschichte gedachten. Heute stehen Katholiken und Reformierte wieder gemeinsam auf dem Fahrtsplatz. Das Volk von Glarus hat aus der Geschichte gelernt. Wir sind als christliche Konfessionen heute je länger desto mehr aufeinander angewiesen. Die Katholiken allein schaffen es nicht, Sauerteig in der Glarner Bevölkerung zu sein. Die reformierte Kirche allein schafft es auch nicht. Wir brauchen einander, sind aufeinander angewiesen. Wie sonst könnten wir in dieser Gesellschaft Sinn stiften und Werte vermitteln - Sinn und Werte, auf die der Staat angewiesen ist?

Es ist die Solidarität zwischen allen Gruppen und Schichten der Bevölkerung, die heute Not tut. Die Solidarität zwischen Einheimischen und Ausländern, Jungen und Alten, Reformierten und Katholiken, Christen und Muslimen, Gläubigen und Konfessionslosen.

Brüder und Schwestern im Glauben,  
gestatten Sie mir, dass ich diese Mahnung zu Solidarität und Gemeinsinn noch kurz in einen geistesgeschichtlichen Zusammenhang stelle:

Ein über 700 Seiten dickes Buch von Peter Sloterdijk heisst: „Du musst dein Leben ändern!“. Peter Sloterdijk ist Philosoph und lehrt in Deutschland.

Das Buch ist eine grosse Abrechnung mit Religion, insbesondere dem Christentum. Religion sei nichts anderes als ein Märchen.

Das Buch „Du musst dein Leben ändern“ ist wohl seit Ludwig Feuerbach die radikalste Abrechnung mit Religion. Die Erde sei endgültig von der Sonne losgekettet, wie Friedrich Nietzsche es formuliert hat. Gott sei tot. Mensch und Welt seien ganz auf sich selbst gestellt.

Aber nun gibt es nach Peter Sloterdijk doch etwas Endgültiges und Absolutes. Und das ist dieser Imperativ: „Du musst dein Leben ändern!“

Warum muss ich mein Leben ändern?

Weil es so nicht weitergehen kann, sagt Sloterdijk. Der Planet Erde und mit ihm wir Menschen auf diesem Planeten sind bedroht:

Von der Atomkraft, der Klimakatastrophe, dem Ungleichgewicht zwischen Nord und Süd, der Schere zwischen Arm und Reich, der Gier und der Habsucht in breiten Kreisen der Gesellschaft.

Darum kann es so nicht weitergehen. Der Mensch muss sein Leben ändern. Sonst gehen wir dem Abgrund entgegen. Wir sind aufeinander angewiesen. Egoismus hat ausgedient. Solidarität ist gefragt. Das ist die Wahrheit, die es heute zu sagen gibt.

Peter Sloterdijk war vor drei Jahren von einem Zürcher Medienunternehmen zum Vortrag seiner Gedanken nach Zürich eingeladen. Vor Hunderten von Leuten aus Wirtschaft, Politik und Kultur hat er seine Ideen wortmächtig vorgetragen. Er hat den Zuhörern einiges

zugemutet, ging die ganze Philosophie- und Religionsgeschichte von den Griechen bis in die Postmoderne durch und endete mit dem Aufruf: „Du musst dein Leben ändern!“

Dem Vortrag folgte ein kurzes Gespräch. Der Moderator fragte den Philosophen: Was kann ich konkret tun, wie soll ich mein Leben ändern?

Sloterdijk überlegte eine Weile, dann kam er endgültig aus sich heraus und rief mit erhobenen Armen und gewaltiger Stimme:

„Ich möchte noch solange leben, bis der Mensch von einem Nehmenden zu einem Gebenden wird! Das ist es, der Mensch muss von einem Nehmenden zu einem Gebenden werden. Er muss geben, nicht nehmen.“

Ist das nicht die Wahrheit der Näfelser Schlachtgeschichte? Wir müssen wieder neu von Nehmenden zu Gebenden werden. Egoismus hat ausgedient, Solidarität ist gefragt.

„Frag nicht, was der Staat für dich tun soll; frag, was du für den Staat tun kannst“, hat der amerikanische Präsident John F. Kennedy schon vor rund 50 Jahren in seiner Rede zur Nation gesagt.

Nun versammeln sich bei der Näfelser Fahrt aber nicht nur die Bürger und Einwohnerinnen des Kantons Glarus, auch nicht nur staatliche Behörden. Bei der Näfelser Fahrt sind auch die Kirchen zur Stelle. Das ist auch der Grund, warum ich heute zu Ihnen sprechen darf. Abwechslungsweise hält ein Vertreter der reformierten und katholischen Kirche die Fahrts-Predigt.

Von daher gilt es zu fragen: Was ist der Beitrag der christlichen Kirchen zu mehr Gemeinsinn und Solidarität? Wo stehen wir Christen und Christinnen, wenn es heute darum geht, von Nehmenden zu Gebenden zu werden?

Ich muss mir immer wieder sagen:

Was ist das Christentum nicht für eine grossartige Religion! Der Kern des christlichen Glaubens- und Lebenswissens lautet doch: Aus der Hingabe Jesu Christi selber zur Gabe füreinander werden. Jesus selbst sagt: *Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer es verliert, wird es gewinnen* (Lk 17,33).

Wir brauchen als Christen und Christinnen nicht zu warten, bis da endlich ein Mensch vom Nehmenden zum Gebenden wird. Das ist uns in Jesus Christus längst geschenkt. Gott hat uns in Christus alles gegeben. Müssen wir da nicht von Nehmenden zu Gebenden werden? Wir Christen müssen nicht fragen, was die anderen für uns tun sollen, sondern was wir für die anderen tun können.

Das ist die Sicht des christlichen Glaubens. Dieser Glaube vermag der Welt ein neues Gesicht zu geben, kann sie solidarischer, gerechter und friedfertiger machen.

Haben wir darum als Kirchen den Mut, uns als Sauerteig in die Gesellschaft einzubringen. Der Staat braucht Orientierungswissen, ist auf sinnstiftende Gemeinschaften angewiesen. Amen.